Erscheint alle 14 Tage

Erscheint alle 14 Tage

Die Rama-Post

vom kleinen Coco

Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung für die Jugend

12. Jahrgang | Verlag: Die Rama-Post vom kleinen Coco, Goch (Rhld.) | Nummer 2

Der lahme Munk. Von Friedrich Hennecke.

Vor langen Jahren lebte in einem nördlich gelegenen düsteren Walde ein alter, armer, aber rechtschaffener Holzarbeiter mit seiner Frau und seinem 10jährigen Jungen namens Peter. Sie bewohnten ein kleines, aus Holzstämmen erbautes Häuschen, das mit Weichmoos bedeckt war, welches keinen Regen hindurchließ. Der dichte Wald hielt Sturm und Wetter ab und lieferte ihnen Sommer und Winter die Nahrung. Im Sommer sättigten sie sich von

den vielen Beeren und Pilzen, im Winter fing Peters Vater wilde Kaninchen und dergleichen und bereitete allen ein leckeres Mahl.

Nur selten verließen sie den Wald und gingen zur entfernten Stadt. Die Bosheit der Menschen hatte sie ungerechterweise um Hab und Gut gebracht, und darum haßten sie die Bewohner außerhalb des Waldes. Peters Vater tat geduldig seinen Dienst, schlug das Holz für den Gutsherrn, der alle vier Wochen Umschau in seinem Revier hielt, und war sonst mit sich und seinem Los zufrieden. Nicht so war es seine Frau, die stundenlang mit müßigen Händen im Schoße am Fenster saß und der besseren Tage gedachte. Ach ja, sie sehnte sich zurück in ihr kleines Häuschen am Bach jenseits des Waldes. Peter aber sprang vergnügt und lustig im Walde umher, half Vater und Mutter, wo er konnte und wie es seine Kräfte erlaubten und ahnte nicht, daß es auch noch ein anderes Leben als das im Walde gab. Er tollte im Walde umher, kannte Baum und Strauch, stand mit allen Tieren in engster Freundschaft und sorgte dafür, daß sie zur Winterszeit, wenn dichter Schnee lag, zu fressen hatten und nicht verhungerten. Sie kamen bis zu dem Hause seiner Eltern, ließen sich von ihm streicheln und liebkosen, und der Hirsch duldete es sogar, daß er sich auf seinen Rücken setzte und auf ihm im Walde umherritt. Die Mutter stand zwar jedesmal nicht geringe Angst aus, wenn sie ihren Peter auf des Hirsches Rücken dahinfliegen sah. Er aber lachte vor Lust und Freude aus vollem Herzen, warf ihr Kußhändchen zu und kehrte jedesmal gesund und munter zurück.

Da eines Tages, als er wieder durch den Wald streifte, fand er unter einem Baum ein Eichhörnchen. Es sprang nicht wie sonst freudig auf ihn zu, sondern blieb traurig am Erdboden sitzen. Peter trat hinzu und wollte es emporheben. Doch sein etwas unsanfter Griff verursachte einen Schmerzensschrei, und Peter sah bei näherem Hinschauen, daß das Eichhörnchen ein Bein gebrochen hatte.

„Ach, armer Munk," rief er mitleidig aus, denn er nannte alle Eichhörnchen mit diesem Namen, „komm, ich nehme dich mit heim in unser Haus, damit dich die Mutter wieder gesund machen kann." Und als er das Eichhörnchen forttragen wollte, gewahrte er noch, wie es einen überaus traurigen Blick nach oben warf. Und als Peter diesem Blick folgte, da sah er im Gipfel des Baumes die Eltern des armen Munk sitzen, die zitternd auf ihren Sprößling herniederschauten. „Ach, habt keine Angst, ihr großen Munks," sprach er laut, „wenn euer kleiner Munk hier wieder gesund ist, bringe ich euch ihn wieder her."

Er eilte so schnell er konnte nach Hause und bat seine Mutter um Hilfe für den armen Munk. Und sie, die die verschiedensten Wirkungen der Heilkräuter kannte, rieb das gebrochene Bein mit dem Saft der Safianpflanze ein, tat einen Verband herum und machte dem Munk ein weiches Lager zurecht. Jeden Tag erneuerte sie den Verband und konnte nach etwa 10 Tagen mit Genugtuung feststellen, daß die Heilung langsame, aber sichere Fortschritte machte. Peter suchte seinem Munk jeden Morgen und jeden Abend die schönsten Tannenzapfen und Buchekern und leistete ihm fast die ganze übrige Zeit des Tages Gesellschaft.

Als aber Munk erst wieder etwas gehen konnte, da begann für Peter eine noch schönere Zeit. Er spielte mit ihm in der Stube und vor der Tür des Hauses und vergaß Essen und Schlafen darüber. Aber nicht nur er, nein, auch sein Vater und seine Mutter fanden Wohlgefallen an dem kleinen possierlichen Munk, daß sie sich gar nicht mehr von ihm trennen wollten. Die Heilung des Beines war inzwischen so weit fortgeschritten, daß Munk schon wieder kleine Sprünge machen konnte. Er hinkte zwar noch ein wenig; aber auch das würde sich nach kurzer Zeit geben, wie die Mutter auf seine wiederholten Fragen erwiderte.

Aber je weiter die Heilung fortschritt, desto trauriger wurde Munk. Er sehnte sich zurück nach seinen Eltern, nach den dichten Tannenkronen, dem molligen Höhlennest in der hohen Eiche und wollte die schönen Tannenzapfen, die ihm Peter nach wie vor suchte, gar nicht mehr fressen.

Als er eines Tages gar so traurig dasaß und ihn Peter nach dem Grund seiner Verstimmung

fragte, da antwortete er: „Weißt du nicht mehr, was du meinen Eltern versprochen hast?“

„Was hast du denn versprochen?“ fragte die Mutter, die gerade am Herd stand und die Forellen, die im nahen Bache gefangen worden waren, zur Mittagskost bereitete.

„Ich will ihn zu seinen Eltern zurückbringen, wenn sein Bein ausgeheilt ist“, versetzte Peter und warf einen wehmütigen Blick auf den liebgewordenen Spielgenossen, von dem er sich nicht gerne trennen wollte.

„Ach was,“ versetzte die Mutter, „erstens ist sein Bein noch nicht in Ordnung, und zweitens behalten wir den Munk überhaupt bei uns, den lassen wir nicht wieder fort.“

Und ihr Mann stimmte ihr kopfnickend zu. Munk wurde beim Hören dieser Worte noch trauriger und ließ einen tiefen Seufzer aus der Tiefe seines Herzens entfahren.

So vergingen einige Tage. Munk rührte sich nicht, knabberte mißmutig an seinen Tannenzapfen und ging auf Peters Spielversuche nicht ein. Diesem tat Munk leid. Eine Stimme in seinem Innern mahnte ihn seit Tagen unaufhörlich, sein gegebenes Versprechen auch gegen den Willen seiner Eltern einzulösen. Und da der Vater und die Mutter geradе schliefen, wickelte er Munk in seine Jacke und schlüpfte lautlos aus der Tür hinaus.

Mit eiligen Schritten durchmaß er den Wald und erreichte in kurzer Zeit die Stelle, wo er vor Wochen seinen Freund, den lahmen Munk, hilflos gefunden hatte. Er machte ihn frei und setzte ihn zu Füßen des Baumes nieder. Dankbaren Blickes schaute ihn Munk an und ließ ein eigenartiges Pfeifen ertönen. Da raschelte es in den Zweigen, und mit zwei großen Sprüngen waren Munks Eltern zur Stelle, die sich vor Sehnsucht nach ihrem Kinde schon ordentlich gegrämt hatten. Ach, war das eine Freude! Peter standen ordentlich die Tränen in den Augen, als er das sah, und er freute sich, daß er der Stimme seines Herzens gefolgt war.

* * *

Lehrer und Erzieher

über die Kinderzeitschrift „Die Rama-Post vom kleinen Coco“:

Mit leuchtenden Augen greifen die Kinder immer wieder zu dem Band „Rama-Post vom kleinen Coco“, in dem sie Wort und Bild fesseln. Das dürfte wohl ein Beweis dafür sein, daß echte Kindertümlichkeit in dieser Zeitschrift zu finden ist. Durch den einwandfreien Inhalt, den gesunden Humor und den kindgemäßen Bilderschmuck wird die Zeitschrift mit dazu beitragen, daß der Schmutz der Schundliteratur immer mehr zurückgedrängt wird. Der Verlag leistet Arbeit im Dienste der Volkserziehung, wenn er auf dem gewählten Wege fortschreitet.

Brennersgrün. M. Teichmann, Lehrer.

Die Goldwäscher am Klondyke

Roman aus der Zeit der großen Goldfunde in Alaska 1898.
Bearbeitung für die Jugend von Emil Dronberg.

Bisheriger Verlauf der Erzählung.

In Dawson „City" am Klondyke wird der Winter erwartet, der die Goldsucher von ihren Fundstätten zur Stadt zurückbringt. Pat Malony aus San Franzisko ist infolge eingetretener Erschöpfung beim Goldgraben frühzeitig in den Malamut-Salon zurückgekehrt. Er will den Winter über für den Wirt Klavier spielen und im Frühjahr wieder einen Claim aufsuchen. Beim Klavierspiel packt ihn ein Hustenanfall. Peggy, die Tochter des Wirtes, rät ihm, sofort nach San Franzisko zurückzukehren. Während des Gesprächs erscheint ein neuer Ankömmling in der Gaststube.

2. Kapitel. (1. Fortsetzung.)

Der große Fund.

Der Mann schien noch jung zu sein, was man aber nur nach der dunklen Farbe seines unter einer dicken Mütze hervorquellenden langen Haares und den kraftvollen energischen Bewegungen seines Körpers beurteilen konnte. Er war gekleidet in die gewöhnliche derbe Tracht der Goldgräber, die aber von den hirschledernen Mokkasins an bis hinauf zur Mütze von den Spuren eines tagelangen und vielleicht auch wochenlangen Marsches durch eine rauhe, pfadlose Wildnis bedeckt war, was hier freilich nicht weiter auffiel.

„Hello, Davy Evans!" rief ihm der Bartender lustig entgegen, „siehst gut aus! Kalkuliere, deine Mutter würde Mühe haben, in dir ihren Sohn wiederzuerkennen."

Und „Hello, Davy!" oder auch „Hello, Evans!" begrüßte man ihn von allen Seiten mit einem Schütteln der Hand, und es entstand ein Durcheinander von Fragen und Antworten, welchen der Neuangekommene dadurch ein Ende bereitete, daß er einen schweren Beutel voll Goldstaub auf den Schenktisch warf.

„Girls und Boys," rief er dabei, „ihr seid heute meine Gäste. Sagt, was ihr trinken wollt. — Jimmy, wiege ab. Hundert Dollar fürs erste. Wenn's nicht reicht, gibt's mehr. Was kostet Alaska?"

„Was geht dich Alaska an," rief der Spielhalter von seinem Tische herüber, „wir sind doch hier am Klondyke, und der gehört, so viel mir bekannt ist, noch zu Kanada."

Er schob dabei die Karten seines Spieles zusammen, denn jetzt begann sein Geschäft. Bereits hatte sich in kurzen Zwischenräumen eine Anzahl weiterer Gäste eingefunden. Es schien, als ob eine Bombe von Neuigkeiten in das bisher recht eintönige Leben der Pionierstadt hineingeplatzt wäre, die irgendwie mit dem Neuankömmling, den man hier Davy Evans genannt hatte, im Zusammenhang stehen mußte, und über welche man hier weitere Aufschlüsse zu erhalten hoffte.

„Oh, die paar Meilen bis zur Grenze von Alaska machen keinen Unterschied," entgegnete Evans übermütig, „aber gleichviel, was kostet der Klondyke-Distrikt mit Alaska zusammen?"

„Ich habe sie nicht zu verkaufen", entgegnete der Spielhalter, der inzwischen ebenfalls an den Schenktisch getreten war und vom Bartender einen Cocktail verlangte.

„Mr. Murphy wird's wissen", rief einer aus der Menge, auf einen der später angekommenen Gäste deutend. Es war ein Mann von etwa dreißig Jahren mit intelligentem Gesicht, dem man aber deutlich eine große Vorliebe für Whisky anmerkte.

„Der Rechtsverdreher", höhnte ein anderer.

„Keine Schmeicheleien, meine Herren," ließ sich Mr. Murphy im Tone eines würdevollen Protestes vernehmen, „oder, so wahr ich Murphy heiße und meiner Mutter unzeratener Schlingel bin, ich lasse euch das nächste Mal, wenn euch der Friedensrichter wegen Trunkenheit oder einer der sonstigen kleinen Unvorsichtigkeiten freie Kost und Logis anbietet — wahrhaftig, ich lasse euch dann sitzen, bis ihr den Teufel mit seiner Großmutter verwechselt. Verstanden? Aber da ihr nun einmal mein weises Urteil verlangt habt, will ich es euch nicht vorenthalten. Der Fall liegt so: Hier ist Mr. Davy Evans, uns allen der Person nach bekannt. Er scheint eine Neigung zu haben, Alaska, mit dem Klondyke-Distrikt als Zugabe, zu kaufen. Als vorsichtiger Geschäftsmann, der sich seiner Verantwortung voll bewußt ist — auf ihr Wohl, meine Damen und Herren! — möchte er aber vorher den Preis wissen. Nun, meine Herren Geschworenen, unter Berücksichtigung des Umstandes, daß die Vereinigten Staaten im Jahre 1857 für Alaska sieben Millionen Dollar bezahlten, als sie es von Rußland kauften, kalkuliere ich, daß der Preis heute und mit dem Klondyke als Zugabe über das hinausgeht, was Mr. Evans dafür bezahlen kann."

Alle lachten, und es begann wieder ein Durcheinander von Stimmen.

Der Bartender hatte inzwischen alle augenblicklichen Wünsche der Gäste befriedigt und nahm den Beutel mit Goldstaub, um nach dem geltenden Preise von sechzehn Dollar die Unze (ungefähr dreißig Gramm) für hundert Dollar davon abzuwiegen. Nachdem das geschehen, gab er den Beutel an Evans zurück.

Der angekommene warf einen schweren Beutel voll Goldstaub auf den Schenktisch und rief dabei: „Girls und Boys, ihr seid heute meine Gäste!"

„Wer sagt, daß ich Alaska mit dem Klondyke zusammen nicht bezahlen kann?“ rief dieser im Tone herausfordernden Triumphes.

Die Worte schlugen ein wie der Blitz, trotzdem schon die ganze Situation, gespannt, wie sie vom Augenblick seines Eintretens an gewesen war, die Anwesenden auf etwas Ungewöhnliches vorbereitet hatte. Eine tiefe Stille breitete sich für einen Augenblick über den Raum. Alle starrten auf den verwildert aussehenden Mann, denn sie fühlten, daß in seinen Worten mehr lag als eine leere Prahlerei und daß sie, wenn auch eine gehörige Portion Übertreibung darin enthalten sein mochte, doch noch Wahrheit genug enthielten, um darüber den Atem zu verlieren.

Der Mann am Klavier hatte bisher weder an der Begrüßung des Neuangekommenen, noch an der allgemeinen Unterhaltung, an der sich auch Peggy und die anderen beiden lebhaft beteiligten, teilgenommen. Wie in einem Schwächeanfall hatte er auf seinem Stuhle gesessen. Jetzt schien er's aber überwunden zu haben, denn er kam herbei, um auch seinerseits Evans zu begrüßen.

„Hello, Pat, du auch da? Hatte dich gar nicht bemerkt. Aber es tut meinen Augen wohl, dich zu sehen. Ich will aber nicht ich sein, wenn du nicht noch um verschiedene Unzen magerer geworden bist, seit wir uns das letztemal sahen. Du erinnerst mich beinahe an die Vogelscheuche, die mein Vater einst auf unserem Felde aufgestellt hatte. Die sah so furchtbar aus, daß die Spatzen angstzitternd kamen und alle Weizenkörnchen zurückbrachten, die sie von unserem Acker gestohlen hatten. Aber laß gut sein, alter Junge — komm, trink ein Glas Champagner mit mir, das wird wieder Leben in deine wacklige Bude bringen. Ich hab auch noch eine Neuigkeit für dich — eine gute.“

Der Bartender hatte bereits ein Glas für den Klavierspieler hingestellt, das Evans aus seiner Flasche füllte.

Diesmal weigerte sich Malony nicht mehr zu trinken. Er schien einer Stärkung zu bedürfen und leerte das Glas mit einem schnellen Zuge.

Evans, der noch aller Augen voll Spannung auf sich gerichtet sah, wandte sich jetzt an die Umstehenden.

„Meine verehrten Damen, und ihr, alte Sauerteige*, hört auf und merkt euch, was ich euch jetzt sage. Von morgen an — versteht ihr? — von morgen an kommen der Klondyke und Alaska auf die Landkarte. Ihre Geschichte beginnt jetzt erst. Was vorher war, zählt nicht.“

„Hast du einen Fund gemacht?“ fragten mehrere hastig.

„Einen Fund?“ wiederholte Evans wegwerfend, „ich sage euch, das Land hier steckt so voll von Gold wie das große hölzerne Pferd, das sie einmal irgendwo dahinten im alten Griechenland gebaut hatten, voll Bewaffneter. Sie wollten nämlich Jericho einnehmen, und da sie anders nicht hinein konnten, bauten sie ein Pferd mit einem mächtigen hohlen Bauche, und in der Nacht krochen die Bewaffneten heraus und öffneten die Tore. Davon wißt ihr aber nichts. Das ist bloß etwas für gelehrte Leute, wie für mich und ebenfalls noch für unseren ehrenwerten Mr. Murphy da. Ich habe die Geschichte aus einem Bilderbuche. Ich war eben schon von klein auf immer für Studium.“

Es war deutlich zu merken, daß er es darauf anlegte, die Geduld seiner Zuhörer auf die Folter zu spannen.

„Hör auf mit deinem dummen Pferde, Davy!“ rief ihm daher auch einer zu, „ich glaube, du bist ohnehin im Irrtum; es wird auch ein Rhinozeros gewesen sein. Erzähl uns lieber von deiner Entdeckung!“

„Well, Ladies und Gentlemen,“ antwortete Evans, indem er erst noch ein Glas Champagner leerte, um dadurch eine neue künstliche Pause zu schaffen, „wie ich sagte: Morgen wird diese gesegnete Stadt leer sein, denn alle ihre Bewohner werden sich unterwegs befinden, um am Renntierflusse und allen anderen Nebenflüssen des Klondyke Claims zu belegen. Und wer nicht fort kann, wird sich an anderen dadurch rächen, daß er ihnen zehnfache Preise für den Proviant und alles Sonstige berechnet, was sie an Ausrüstung gebrauchen. Ich sage euch, in einem Jahre wird Dawson City fünfzigtausend Einwohner haben.“

„Hast du am Renntierflusse ein Lager gefunden, Davy?“ fragte der Spielhalter.

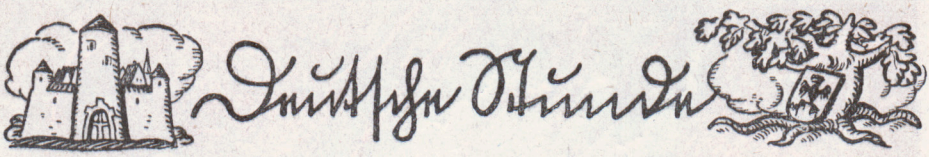
„Ein Lager, von dem ihr euch keinen Begriff macht“, bestätigte Evans. „Ich komme eben vom Friedensrichter, wo ich meinen Claim und noch einen anderen habe eintragen lassen. Und da jeder nun doch einmal nur einen Claim von der Regierung erwerben kann, so brauche ich auch kein Geheimnis mehr aus der Sache zu machen. Also, viel Glück, Jungens! Ob die Claims, die ihr belegt, etwas taugen werden, weiß ich nicht. Mein Claim ist gut — und der andere auch.“

„Was ist's mit dem anderen, Davy?“ fragte Peggy, ganz außer sich vor Aufregung. „Sag's schnell! Ich weiß, du hast ihn für mich belegt.“

„Für dich? Ich habe gar nicht an dich gedacht“, erwiderte Evans trocken.

„Du Ungeheuer!“ (Fortsetzung folgt.)

* Sauerteig — Spitzname für Prospektoren und Goldwäscher im Norden, wahrscheinlich von dem kleinen Eierkuchen (Flap jaks) herrührend, die mit selbstangesetztem Sauerteig verrührt werden und allerdings meist ohne Eier den Hauptteil ihrer Mahlzeiten bilden.



Geleitet von Lehrer Harald Wolf.

(23. Fortsetzung.)

Von den deutschen Mundarten.

Lies zunächst nochmals die 3. Fortsetzung der „Deutschen Stunde" durch! — Dort hast du erfahren, wie und warum sich an Stelle der vielen deutschen Stammessprachen das allgemeinverständliche, über den Mundarten schwebende „Einheitsdeutsch" in Schrift, Druck und Rede durchsetzte. Neben dieser das deutsche Volk sprachlich einigenden Schriftsprache lebten aber und entwickelten sich im Munde des Volkes die jedem deutschen Stamme eigentümlichen Sprechweisen, die Mundarten oder Dialekte, weiter fort. Doch können wir sie rein und unverfälscht fast nur noch auf dem Lande und auch da wieder nur von den älteren Leuten hören oder in „echten" Dialektdichtungen lesen; denn die Schriftsprache dringt durch Schulen, Bücher, Zeitungen und den immer häufigeren Menschenaustausch zwischen Stadt und Dorf immer weiter ins Volk ein. Dies geschieht aber allmählich; außerdem wechseln heutzutage die Menschen leichter denn je ihre Wohnsitze (sie kommen also in andere Mundartbezirke!). Deshalb hat sich zwischen Mundart und Hochdeutsch noch eine Mischung aus beiden, die sogenannte Umgangssprache, herausgebildet die je nach der Bildungsstufe des einzelnen mehr an einen Dialekt oder mehr an die Schriftsprache anklingt.

Umgekehrt machen sich aber auch die Mundarten in der Schriftsprache bemerkbar. Obgleich man Hochdeutsch spricht, verrät man doch durch den Sprechton, die Lautbildung und den Gebrauch bestimmter Wörter, in welchem Mundartgebiet man geboren ist. (So sagt man z. B. in der Schriftsprache des Nordens: Lade, Treppe, Ziege, Fleischer, Fett, Mädchen, Knabe, Erkältung; in der des Südens aber dafür: Truhe, Stiege, Geiß, Metzger, Schmalz, Dirne, Bube, Verkühlung.) Bühnenkünstler vermögen allerdings durch lange, strenge Übung jeden mundartlichen Anklang zu beseitigen.

Da das Schrift- oder Hochdeutsch die Sprache der Wissenschaft und der Gebildeten ist, wurden die Mundarten lange als etwas Niederes, Unfeines bespöttelt und verlacht. Die Sprachforscher (z. B. J. Grimm) und Dichter (z. B. Fr. Reuter, Groth, Rosegger) haben aber das ungünstige und falsche Urteil wieder berichtigt. Heute achtet der Deutsche seine heimischen Sprechweisen wieder. Mundartliche Dichtungen, Ausdrücke, Sprichwörter usw. werden eifrig gesammelt und gern gelesen. Mit Recht! Denn die Mundarten sind natürlich gewachsen, haben sich ungekünstelt und unvermischt entwickelt; sie bergen daher Kräfte und Feinheiten, die der Schriftsprache fehlen, weil diese eine künstlich geregelte und aus Bestandteilen der verschiedensten Dialekte zusammengesetzte Sprache ist. Noch immer sind die Mundarten der lebenspendende Nährboden für das Hochdeutsch; denn es entnimmt ihnen immer wieder neue Wörter und Redewendungen. (L. Jahn: „Ohne Mundarten wird der Sprachleib zum Sprachleichnam").

Die Mundarten sind die Sprache des Gemüts, der Offenheit, Ehrlichkeit und Geradheit! Wenn das Herz des Menschen spricht, wenn ihn Freude oder Schmerz zum Reden oder Singen zwingen, dann formen sich die Laute und Wörter so, wie es ihm von der Natur gegeben ist, „wie ihm der Schnabel gewachsen ist". In der Mundart offenbart sich erst des Menschen Seele hüllenlos. Lassen wir einen in seiner heimischen Mundart reden (z. B. der Lehrer den Abc-Schützen, der Arzt den Kranken), dann fließen die Worte leicht vom Munde. Nie hätte er uns seine Gefühle und Empfindungen in wohlgesetzter, vornehmer Schriftsprache so klar geschildert! (Goethe: Der Dialekt ist doch eigentlich das Element, in dem die Seele des Volkes Atem schöpft.)

Den großen Wert der Schriftsprache will ich nicht schmälern, wenn ich dir zurufe: Achte die deutschen Mundarten! Wohlgemerkt: die reinen, unverfälschten, nicht das namentlich in Berlin und in Mitteldeutschland (Sachsen!) übliche „Gassendeutsch", das keine Mundart, sondern nur ein verschandeltes Schriftdeutsch ist! (z. B.: Heite mecht' ch mr een koofen; soll heißen: Heute möchte ich mir einen kaufen!)

Wer nur das Schriftdeutsch beherrscht, ist sprachlich arm. Man kann seine Sprachorgane trefflich schulen, wenn man sich bemüht — ganz wie es die Umstände erfordern — reines Hochdeutsch oder reine Mundart zu sprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Kolonie von Siedelsperlingen.

Das erste Vögelchen, mit dem wir als Kinder bekannt werden, ist gewiß der Sperling, der in der ganzen Welt zu Hause ist. Er, nämlich der Haussperling, ist nur ein Artgenosse der in viele Unterfamilien geteilten Sperlingsvölkerschaft, deren einer der in Südasien und Mittelafrika beheimatete Siedelsperling angehört. Der Siedelsperling hat seinen Namen darum, weil er seine Nester nur kolonieweise anlegt. Hunderte von Vöglein nisten auf demselben Baume und wohnen unter demselben Dache. Das ist so zu verstehen: Der Siedlungssperling flicht oder webt aus Pflanzenfasern ein flaschenförmiges Nest, das er an dünnen Zweigen befestigt, um vor Baumschlangen und Mardern sicher zu sein, die so dünne Zweige nicht betreten können. Da er aber auch Raubvögel abhalten will, so genügt ihm sein festes Nest noch nicht, sondern er webt aus Pflanzenfasern ein mattenähnliches Dach, das er an den über seinen Nestern befindlichen Ästen befestigt. Raubvögel, die für ihre breiten Schwingen Raum zum Fliegen brauchen, können ihm da nichts mehr anhaben. Der Siedelsperling ist also auch den Webervögeln beizuzählen, deren es mehrere Arten gibt. Sein Gefieder ist unscheinbar gefärbt, so daß man dem kleinen schlichten Vogel solche Kunstfertigkeit kaum zutrauen sollte.

R. Hansche.

Herbst

von

Christian Kempf

Verschwunden sind die schönen Tage,
Der Herbst naht sich mit raschem Schritt;
Im Wald und Feld, im Flur und Hage
Vernimmst du seinen leisen Tritt.

Die Wiesen und die Felder zeigen
Sich ihres Schmuckes nun beraubt,
Die Blümlein in den Gärten neigen,
Vom Sturm geknickt, ihr trauernd Haupt.

Von allen Bäumen fallen Blätter,
Sie färben rot sich, gelb und fahl,
Und die Natur, durchfegt vom Wetter,
gleicht einem ausgeräumten Saal.

Trotz dieser ahnungsvollen Zeichen
Laß nie die Hoffnung untergehn.
Dem Frühling muß der Winter weichen,
Dem Tode folgt ein Auferstehn.

Die Herstellung einer Laterna magica (Schattenbilderapparat).

Von Ing. Franz Mader, Ludwigshafen. (1. Fortsetzung.)

Die bis jetzt beschriebenen Arbeiten wären nun so weit erledigt, so daß wir daran gehen können, auch die Deckel mittels Leisten und

Fig. 6

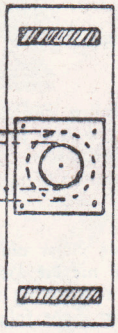
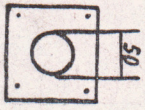


Fig. 5



Nägel wieder so zusammenzusetzen, wie sie waren. Diese beiden Deckel ergeben die Seitenwände des Apparates. Diese nageln wir rechts und links an die beiden aufgenagelten A-Seiten des Grundbrettes. Eine der bereits gereinigten Konservendosen zertrennen wir mittels einer starken Schere und schneiden aus dem Blech ein Stück von 10 Zentimeter Breite und 10 Zentimeter Länge. In die Mitte machen wir ebenfalls mit der Schere ein Loch von 50 Millimeter Durchmesser. Das Loch zeichnen wir am besten erst mit einem Zirkel vor (Figur 5).

Dieses Blech nageln wir auf das Brettchen, das wir aus den beiden A-Seiten herstellten, direkt auf das Loch mit dem Durchmesser D. Das Blech kommt auf die Seite, wo sich die Leistchen befinden (Figur 6). Wir erhalten so die fertige Oberseite oder den Deckel zu dem Apparat. Diese stecken wir sofort oben zwischen die beiden Seitenwände und nageln diese auch daran fest. Das Brettchen mit dem 35-Millimeterloch (2 B-Seiten) stecken wir vorn zwischen die Seitenwände und nageln diese auch hier fest. Nun bleibt noch ein Brettchen genau so groß wie die Vorderseite übrig. Dieses verwenden wir als Türchen und befestigen zwei kleine Scharnierbändchen daran. Das Türchen kommt hinten zwischen die beiden Seitenwände. Wenn es nicht genau paßt, helfen wir mit dem Messer etwas nach. So entsteht nach und nach das Gehäuse Figur 7. Wer nun eine Schweizermilch-Dose hat, trenne aus dieser Boden und Deckel. Ebenso aus der Ersatzdose. Wer sich jedoch eine dritte Konservendose besorgte, trenne diese vollständig auf und schneide aus dem Blech ein Stück von 10 Zentimeter Breite und 26 Zentimeter Länge. Dieses Blech muß dann um eine Flasche gerollt werden, die einen Durchmesser von 8 Zentimeter hat. Ist der Durchmesser nicht genau 8 Zentimeter, so kann das gerollte Blech etwas gedrückt werden, bis der Durchmesser der so erhaltenen Blechwalze 8 Zentimeter beträgt. Zwei bis drei Nietchen halten das Blech zu-

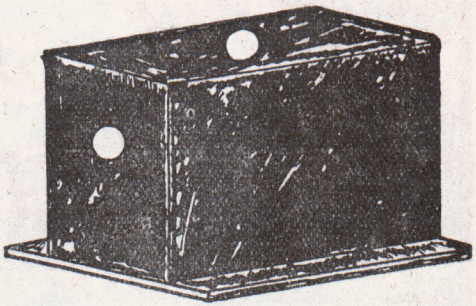


Fig. 7

sammen. Diese Blechwalze oder die Schweizermilchdose oder auch die der Schweizermilch-Dose entsprechende Ersatzdose verwenden wir als Kamin zu unserem Apparat. Zu dem Kamin benötigen wir auch ein Kamindach. Dieses fertigen wir aus dem Blech einer anderen Konservendose an. Zu diesem Zweck schneiden wir aus dieser Dose eine runde Scheibe von 13 bis 14 Zentimeter Durchmesser und aus dieser selbst, genau wie man aus einem Kuchen ein Stückchen schneidet, ein Streifchen von 2 Zentimeter Breite heraus. Figur 8 zeigt die runde Blechscheibe. Das Streifchen, das herausgeschnitten werden soll, ist gestrichelt eingezeichnet. Alsdann biegen wir das Blech so zusammen, daß die Schnittflächen übereinander kommen. Wir erhalten so ein spitzes Dach. Figur 8a. Die Befestigung des Kamindaches an dem Kamin geschieht ganz einfach. Wir schneiden zwei Blechstreifchen von 1 Zentimeter Breite und 5 Zentimeter Länge. In diese schlagen wir nach Figur 9 zwei kleine Löcher mit einem dünnen Nagel. Nun biegen wir jedes der Blechstreifchen nach Figur 10 schräg ab und nieten es an das Kamindach nach Figur 11.

Fig. 8

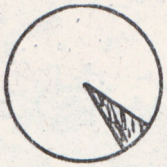


Fig. 8a

Fig. 9

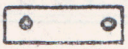


Fig. 10

Fig. 11

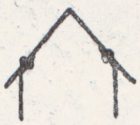
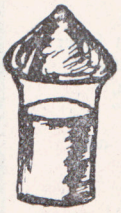


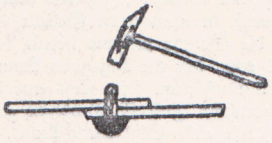
Fig. 12



Die Entfernung der Streifchen voneinander muß genau so groß sein wie der Durchmesser des Kamins. Figur 12 zeigt den fertigen Kamin. Wir sehen hier das Kamindach mit den Streifchen auf den Kamin gesteckt. Zwei Nietchen halten das Dach fest.

Fig. 14

Fig. 13



Das Nieten ist sehr einfach. Es werden zunächst mittels eines Nagels oder auch eines Drillbohrers die nötigen Löcher in das Blech gemacht. Alsdann werden die Bleche, die zusammengenietet werden sollen, aufeinandergelegt und ein dünnes Nietchen mit dem Kopf nach unten durch die Löcher gesteckt. Mit einem leichten Hammer werden dann einige Schläge auf den vorstehenden Nietschaft ausgeführt, und bald wird sich ein zweiter Nietkopf bilden und die Bleche aufeinanderpressen (Figur 13 und 14).

(Fortsetzung folgt.)

Gebundener 11. Jahrgang 1927/28

„Die Rama-Post vom kleinen Coco", Preis 1,50 Mark

Bestellungen mit Zahlkarte erbeten an:

Verlag: „Rama-Post", Goch (Rhld.) Konto 98416, Postscheckamt Köln.

Die drei Wölfe

Eine Fabel.

Ein Wolf saß in der Grube tief
Und heulte laut. Sein Klagen rief
Zwei Vettern aus dem Forst herbei.
Der eine sprach verwundert: „Ei!
Wer wird denn so ein Schafskopf sein
Und rennt in dieses Loch hinein!
Ich meinerseits geb' allzeit acht,
Kein Schritt wird unbedacht gemacht;
Man ist es doch gewissermeßen
Den Seinen schuldig, aufzupassen!
Auch dies weiß man nicht erst seit heuer:
Wo Reisig liegt, ist's nicht geheuer,
Wär' er hier links vorbeigegangen,
Er läg' nicht elend jetzt gefangen."

Der zweite sprach: „Ich bin nun alt
und weiß, in mancherlei Gestalt
Tritt die Gefahr an uns heran,
Wohl dem, der ihr begegnen kann!
Schlau muß man sein, stets auf der Hut,
In manchem Fall ist Grobheit gut.
Wer diese eitle Sippschaft kennt,
Die sich der Schöpfung Krone nennt,
Der lächelt über ihre Tücken.
Der Kluge weiß in allen Stücken,
Was er zu tun, zu lassen hat;
Ich selber geizte nie mit Rat.
Doch wer's wie unser Vetter macht,
Beharrlich weiser Lehren lacht,
Dem geht es wie den Spöttern allen,
Er ist durch eigne Schuld gefallen!"

So pappelten sie selbstgerecht,
Leis schlich heran der Försterknecht,
Piff-paff! Zwei Schüsse gehen los,
Die Prahler wälzen sich im Moos.

Alfred Huggenberger.

Zum 1300jährigen Bestehen der alten Bodenseestadt

von Wilhelm Pultz

O die Wasserzunge des Überlinger Sees mit dem breiten Wasserbecken, das sie das „Schwäbische Meer" heißen, ineinanderschwimmt, steilt sich am badisch-schwäbischen Ufer das alte Städtlein Meersburg die Felsen empor, die den Bodensee hier kränzen. Was ist das für eine heimliche, dämmerumsponnene Welt dort in der hintersten Winkelstille des Schwabenlandes! Von der Höhe des steil anschießenden Felsgemäuers schauen mit Dächern und Türmen und trutzigen Wächtern über See und Berg die grauen Mauern der alten Burg. Über eine jähe, schauerlich tiefaufgerissene Schlucht springt die Brücke von der Stadt, die das Plateau des Bergrückens belagert hält, mitten in den Schloßhof, und was der Deutsche sich nur wünschen kann an romantischem Erleben — siehe, dies alte Bodenseeschloß zu Meersburg schenkt es ihm. Da sind lauschige Erker und braune Balustraden, heimliches Treppengewinkel und Silbersprudelbrunnen unter rauschenden Linden, die stille, von magischem Lichte durchsponnene Burgkapelle, die braungetäfelten Säle und Gemächer; da schnäbeln Tauben in goldener Sommermittagsstunde um die Fenster des trutzigen Bergfrieds, da blutet wilder Wein von den Zinnen des Burggartens — o alte, stille Meersburg hoch über dem klingenden See, wie bist du schön und heimatlich!

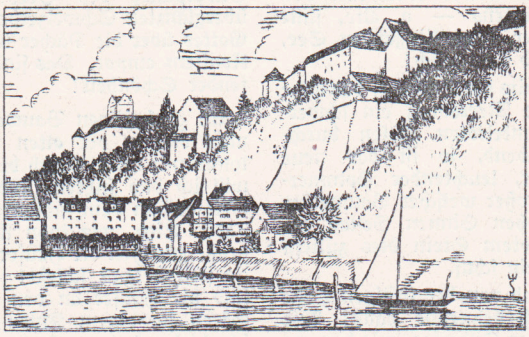
Drüben dann, jenseits der Schlucht, das neue Schloß. Ist die alte Meersburg ein schwermütiger, von tiefdunkelroten Rosen durchbluteter Spätherbstabend, so ist das neue Schloß ein lachender, leuchtender Sommersonnentraum. Ein großer welscher Baumeister hat seinem lebensfrohen Sinnen Gestalt gegeben, als er aus totem Stein dies zutiefst beglückende Fröhlichsein schuf.

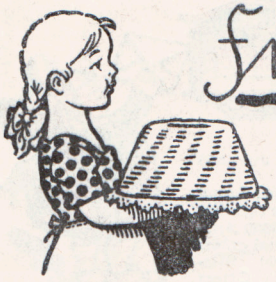
Und dann sieh hinab von der luftigen Höhe über das weithin sich dehnende Land! Wie leuchtet und funkelt der Silbersee, wie das am Ufer aufkeimt von prächtigen, alten Bäumen, die Seestraße läuft wie ein helles Schlangenband die Ufer entlang, ein Dampfer furcht die Flut, und dort drüben über der flimmernden Silberplatte des Sees wachsen die duftüberglänzten Schweizerberge, wie der Garten Gottes über die Dächer und Glockentürme von Konstanz empor. Das sind Bilder von ergreifender Schönheit!

An großartigen Bauwerken findest du sonst nicht viel in der alten Bodenseestadt. Doch komm mit mir! Durch die Gassen Meersburgs will ich dich führen, und du sollst dein Herz weit auftun dem lichten Wunder dieser Bergstadt. Sieh, wie kühn sich die breite Marktstraße zwischen die Häuser wirft, wie jauchzend sie steil bergan schießt! In fröhlicher Laune sind die Häuser an den Hang gewürfelt, als wären sie einem Kinde aus der Spielzeugschachtel gefallen. Suchend laufen die Neben-

gassen durcheinander, tasten sich ein Stück den Hang hinan, dehnen sich befreit zu kleinen Plätzen, stolpern, stürzen über Holzstiegen und Steintreppen und haben dann endlich die Höhe erklettert, wo sie haltmachen und sich mit neugierigen Augen umschauen. Und Verwundern fällt auch in die Augen des Wanderers, wenn er die Höhe erklommen. Ein reges, fröhliches, emsiges Städtlein hat er erwartet; aber diese Stadt ist nicht mehr, die sie einst gewesen — die Tage einstigen Glanzes sind unwiederbringlich dahin. Welche Stille in den Gassen, über deren Huckelpflaster schläfrige Fuhrwerke holpern, wie müd und alt die hohen grauen Häuser. Steilspitze Giebel stechen übereinander in den Himmel empor, auf rotbraunen Ziegeldächern lagert moosgrüne Patina, hier rücken die Häuser zusammen und drängen sich aneinander zu einem unentwirrbaren Gewinkel, dort ducken sich kleine weinrebenumwachsene Häuslein unter die Pracht blühender Kastanien. Und siehe, das ist das alte Meersburg, in dem sich die Zeit grauumschleiert schlafen gelegt hat. Torbogen wölben sich über die Gassen, blaue Dämmerung spielt geheimnisvoll um die Mauergärtlein, in denen letzte Rosen und Astern glühen, und die Brunnen singen ihr einförmiges Lied unter breitkronigen Linden zu jeder Stunde. Darüber aber webt die große Stille ihre blauen Traumflöre.

Und nun sinkt der Abend aus rosenfarbenem Gewölk vom Himmel. Die sinkende Sonne stellt goldene Türme in die tintenblaue abendliche Wolkenstadt, und der goldene Kahn des Mondes schaukelt sich blaß in der rot gebänderten Himmelsseide. Das ist eine feierliche Stunde! Von den Kirchtürmen klingen die Glocken — gung gung — das Leben ist ein Traum! Wie das weich und kristallen durch die brennenden Lüfte zittert. Von drüben her, dem Schweizer Ufer, geben sie Antwort, leise, silbern quillt der Glockensang über die Wasser — das ist eine spinnwebfeine Spieldosenmelodie. Tief unter den leise rauschenden zypressenschlanken Tannen liegt der See, über dem späten Nachleuchten des Sonnen-Untergangs purpurn und geheimnisvoll erglühend. Langsam und im Innersten ergriffen, schreiten wir die baumumrauschte Terrasse hinab, um die schon das veilchenfarbene Träumen der Nacht kriecht, und wir wissen: Diese Stadt ist selige Geborgenheit und beglükkende Heimat der Seele. Heimat der Seele und klingende Erfüllung aller Sehnsucht ward diese dämmerige Bergstadt der deutschen Dichterin Annette von Droste-Hülshoff. Die zierliche Gestalt in ein schwarzes Seidenkleid gehüllt, das Kapotthütchen auf welkem, grauem Haar und den Krückstock in den zarten Händen, so schritt sie durch die dämmerumsponnenen Gassen. Lange Jahre ihres Lebens verbrachte Annette von Droste-Hülshoff auf der stillen, baumumrauschten Meersburg, wohnte in einem dämmerigen Zimmer über der Kapelle und in der stillen Einsamkeit eines der Schloßtürme. Wie oft hat sie von Altam und Burggarten aus ins Land geschaut über den sonnenflimmernden oder mondscheinübergossenen See bis hinüber nach den hermelinbekränzten Schweizerbergen und ihrem König Säntis. Und die stille Bodenseestadt schenkte der stillen greisen Dichterin die Erfüllung ihres Lebens. — Durch Jahrhunderte hindurch trotzte die Meersburg dem vernichtenden, zerstörenden Atem der Zeit; sie schenkt dem deutschen Wanderer das Wunder köstlichsten Erlebens und träufelt Frieden ins Herz jedem, der durch den Lärm unserer lauten Tage die Glocken vernimmt, die ihn zu beseelter Stille rufen.





Für die Mutter

Backrezepte.

Gnadenkuchen. ¾ Pfund Mehl, ¼ Pfund Maizena, 2 Teelöffel Backpulver, ½ Pfund „Rama-Margarine butterfein", ½ Pfund Zucker, ½ Pfund gestoßene Muskatnuß, 2 Eier, Milch, ½ Pfund Korinthen, 2 Eßlöffel Sukkade. — Rama und Zucker sind schaumig zu rühren, dann wird das Mehl, in welches das Backpulver gemischt ist, hinzugefügt, dann die gut geschlagenen Eier, ein wenig Milch, wenn nicht feucht genug. Dann werden Sukkade, Korinthen und Muskatnuß hineingerührt. Es werden kleine Kuchen daraus gemacht und auf einer bestrichenen Platte bei mäßiger Hitze ungefähr 10 bis 15 Minuten gebacken.

Korinthen - Plätzchen. ½ Pfund Mehl, ½ Pfund Korinthen, 3 Tropfen Zitronenextrakt, 1 Eßlöffel Zucker, ¼ Pfund „Rama-Margarine butterfein". Man verrühre das Mehl mit Zucker, füge genug kaltes Wasser hinzu, um einen glatten, doch ziemlich trockenen Teig zu gewinnen, rolle ihn aus, bedecke die Oberfläche mit der Hälfte der Rama, falte den Teig dreimal zusammen, das offene Ende sich zudrehend. Man rolle dann wieder gut aus, bedecke mit dem Rest der Rama, falte wieder dreimal, drehe um wie vorher und rolle ziemlich dünn aus. Dann schneide man ihn in Kreise, bedecke die Hälfte der Kreise dick mit Korinthen, lege die anderen Kreise darauf, drücke zusammen und backe bei guter Hitze.

Haferflocken-Plätzchen. 6 Eßlöffel Haferflocken, 2 Eßlöffel Mehl, 2 Eßlöffel Zucker, 3 Eßlöffel „Rama-Margarine butterfein", 1 Ei, 6 Eßlöffel Korinthen, 2 Eßlöffel gehackte Nüsse, ½ Teelöffel Zimt, ½ Eßlöffel Essig, ½ Eßlöffel Natron. — Man schäume Rama und Zucker, füge das Ei (gut geschlagen), Haferflocken, das mit Zimt gesiebte Mehl, Salz, Korinthen, Nüsse und zuletzt das in Essig aufgelöste Natron hinzu. Man mische alles gut, rolle ⅛ cm dick aus, schneide und backe bei guter Hitze 10 Minuten.

Korinthen - Brötchen. 1 Pfund Mehl, 3 Eßlöffel „Rama-Margarine butterfein", 1 Eßlöffel Zucker, 3½ Eßlöffel Korinthen, 1 Ei, ungefähr ¼ Liter Milch. — Man mische das Mehl mit 1 Teelöffel Salz, verreibe leicht die Rama darin, füge Zucker, Korinthen hinzu, schlage das Ei und gebe mit genügend Milch hinzu und mache den Teig so weich wie möglich, ohne daß er klebt. Man knete ihn leicht auf einer mit Mehl bestreuten Platte, rolle ihn ¼ cm dick aus und schneide ihn in runde oder sonstige Formen. Man bestreiche jede mit etwas geschlagenem Ei, um ihnen Glanz zu geben und backe bei mäßiger Hitze ungefähr 20 Minuten. Serviere heiß oder kalt, schneide durch und buttere sie.

Praktische Winke.

Das Anbrennen der Milch kann dadurch verhindert werden, daß der Topf, in welchem sie gekocht werden soll, zuvor mit kaltem Wasser ausgespült wird.

Das Verkorken von Flaschen. Bei dem Verkorken von Flaschen ist es wichtig, daß diese dadurch luftdicht verschlossen werden. Um das zu erreichen, ist es zweckmäßig, die verwendeten Korken einige Minuten in Öl zu legen.

Briefkasten

Zur Beachtung! Diejenigen Leser und Leserinnen der „Rama-Post", welche auf Grund einer Veröffentlichung in unserer Zeitung von andern Kindern Briefmarken oder sonstige Gegenstände im Tausch erbitten oder empfangen, erinnern wir daran, daß sie zur Gegenleistung verpflichtet sind.

„Palmin-Post" wünschen zu tauschen: Heinz Herrmann, Neukölln, Donaustr. 18; W. Siebel, Kreuztal, Kr. Siegen, Kaiserstr. 31.

Kleine Malerin, Kaiserslautern. Übe dich nur weiter in der Malkunst. Deine liebe Mutter wird sich über deine Fertigkeiten sehr freuen. Dürfen wir später noch mal ein selbstgemaltes Bild von dir sehen?

Viktor de Centa, Ellwangen. Unsern Brief hast du gewiß erhalten, und du wirst deine Mitlehrlinge eines Besseren haben belehren können.

Beatrix, Halle. In der nächsten Nummer werden wir einen aufklärenden Aufsatz über die am 12. November stattfindende sichtbare Sonnenfinsternis bringen.

Göttfried Hente, Dresden. Der Merkuriusberg, kurz Merkur genannt, liegt im Schwarzwald nordöstlich über Baden-Baden. Er ist 672 m hoch. Zu dem Aussichtsturm auf diesem Berge führt eine Drahtseilbahn.

Otto Speer, Ludwigshafen a. Rh., Prinzregentenstr. Nr. 47, III, möchte gern mit Lesern der „Rama-Post" Briefmarken tauschen.

Jansono. Unser Blut braucht, um vom Herzen aus den ganzen Körper bis wieder zurück zum Herzen zu durchlaufen, nur etwa 22 Sekunden. Bei den Tieren ist diese Blutumlaufzeit natürlich der Größe nach ganz verschieden: beim Pferd beträgt sie 31, beim Hund 15, bei der Ziege 14 und beim Kaninchen 8 Sekunden.

Hans Dietrich, Senftenberg. Wir glauben es dir gerne, daß ihr Kinder eure Mutter, wenn sie vom Einkauf nach Hause kommt, mit Hurra umspringt und jeder zuerst die mitgebrachte Coco-Zeitung lesen will. Die Bezifferung für die „Rama-Post" ist überall bei den Kindern sehr groß. Ihr müßt nur nicht vergessen, euch an den darin veröffentlichten Preisausschreiben zu beteiligen und die richtige Lösung zeitig einzusenden.

Freundlichen Gruß und viel Glück!

Wettende. Der größte Strom Europas ist die Wolga (deutsch: Die Große). Sie ist 3600 Kilometer lang, also 2½ mal größer als der Rhein (1360 Kilometer). Dieser größte Strom fließt jedoch nicht ins Meer, sondern in einen Binnensee, das Kaspische Meer.

Grete Hunger, Reinersdorf. In Coco Nr. 1 ist wieder ein Preisausschreiben veröffentlicht worden. Es sind 3000 Preise ausgesetzt. Wir wünschen dir viel Glück!

R. N. F. 115. Der diesjährige, (49. Band) des „Neuen Universums" ist im September zur Ausgabe gelangt. Er ist von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, zu beziehen und kostet in Leinen gebunden 8,50 Mk. Der Ladenpreis für den letzten Band (79.) „Neuer Deutscher Jugendfreund" (Jugendfreund-Verlag Schmidt & Spring, Leipzig) beträgt 6 Mk.

Richtige Lösungen zu Kurzweilrätseln sandten ein:

Kliesow, Erwin, Göhren a. Rügen; Bender, Siegfried, Mitterteich; Knecht, Joseph, Abtsgemünd; Göttschkes, Anna, Hainstadt; Barkemeyer, Alfred, Nordenholz; Schröder, Fritz, St. Andreasberg; Mahnke, Heinrich, Sittensen; Wallach, Berthold, Flieden; Krause, Margarete, Herzberg; Schneider, Hilde, Kirchenlamitz; Panzer, Klara, Köln-Rippes; Heintze, Wilhelm, Hannover-Linden; Fiktuart, Alois, Hildesheim-M.; Eichhoff, Klara, Barnstedt; Kimmel, Friedrich, Wiesbaden; Leskien, Ilse-Christa, Königsberg; Theis, Heinrich, Niederurff; Kämpf, Erich, Schmerbach; Teichmüller, Hilde, Niederürf; Franke, Albert, Essen (Ruhr).

Beim Einkauf von „Rama-Margarine butterfein" erhält man umsonst abwechselnd von Woche zu Woche die Kinderzeitung „Die Rama-Post vom kleinen Coco" oder „Die Rama-Post vom lustigen Fips".

Fehlende Nummern sind gegen Ersatz unserer Porto-Auslagen von 5 Pfg. (in Briefmarken) pro Exemplar vom Verlag erhältlich.

Wer etwas mitzuteilen hat, schreibe an: „Die Rama-Post vom kleinen Coco", Goch (Rhld.).

Für den Inhalt verantwortlich: B. Mengelberg, Goch (Rhld.)